

SUSANNE KELLER / BERNER ZEITUNG



Streit um das Wissen der Welt: Lesesaal der Universitätsbibliothek Bern. (2011)

# Trojaner an der Uni

Grosse Wissenschaftsverlage machen ihr Geld neuerdings auch mit dem Handel von Daten. Forscher befürchten, dass dadurch das Wissen der Welt privatisiert wird – und wehren sich. **Von Patrick Imhasly**

Es bahnt sich ein neuer Streit an in der Welt der Wissenschaft – dieses Mal geht es um die Verwendung der persönlichen Daten von Forschern und Forscherinnen. Jahrelang haben Universitäten und Forschungsförderer mit den grossen wissenschaftlichen Verlagen Elsevier, Springer Nature und Wiley darum gerungen, zu welchen Konditionen die Verlage Studien veröffentlichten können, deren Inhalte meistens durch öffentliche Gelder finanziert worden sind.

Früher verlangten die Verlage von den Universitätsbibliotheken sehr viel Geld für die teuren Abonnemente ihrer Fachzeitschriften. Inzwischen hat man sich auf ein neues Modell geeinigt – das Open-Access-Verfahren. Jetzt bezahlen die Universitäten den Verlagen in vielen Fällen einen pauschalen Betrag für das Publizieren von Studien, das Herunterladen und Lesen der Arbeiten ist dann für alle ohne Gebühr möglich. Mit dieser auch «Read&Publish»-Lösung genannten Lösung sind die Probleme indessen keineswegs überwunden.

Der Grund: Neuerdings lassen sich die Wissenschaftsverlage ihre Dienstleistungen nicht nur mit Geld bezahlen – Swisssuniversity, die Dachorganisation der Schweizer Universitäten, handelte mit Elsevier, Springer Nature und Wiley eine jährliche Lizenzsumme von derzeit 22,4 Millionen Franken aus –, sondern auch mit den Daten der Universitätsangehörigen. «Es fliessen sowieso schon sehr viele öffentliche Gelder an die grossen Verlage. Wenn jetzt auch noch Nutzungsdaten dazukommen, dann ist das nicht in Ordnung – zumal niemand weiss, was mit diesen Daten angestellt wird», sagt Elio Pellin, Mitglied des Open-Science-Teams der Universitätsbibliothek Bern.

Wie sehr die grossen, internationalen Wissenschaftsverlage inzwischen ihr Geschäftsmodell vom Publizieren wissenschaftlicher Inhalte zum umfassenden Aggregieren von Daten ihrer Nutzer und dem Handel mit ihnen umgebaut haben, zeigt ein Informationspapier des Ausschusses für Wissenschaftliche Bibliotheken und Informationssysteme der Deutschen Forschungsgemein-

Gerhard Lauer



«Wir müssen uns wehren gegen den wachsenden Einfluss der Wissenschaftsverlage», sagte Gerhard Lauer, Professor für Digital Humanities an der Universität Basel. «Sonst zieht sich die Schlinge um unseren Hals immer enger zu.»

schaft (DFG), das kürzlich veröffentlicht worden ist. In der Praxis bedeutet das zum Beispiel: Wer in «Nature», der wohl renommiertesten aller Fachzeitschriften, Artikel online aufruft, wird laut Tests von mehr als 70 Trackinginstrumenten nachverfolgt.

«Als Verlag in einer zunehmend digitalen Welt ist das Erfassen von Daten erforderlich, um Forschung immer besser auffindbar und nutzbar zu machen», erklärt der Verlag Springer Nature auf Anfrage. «Sämtliche Daten, die von uns gesammelt werden, dienen einzig dem Zweck, unsere Plattformen, Produkte und Serviceangebote so weiterzuentwickeln, dass sie den Anforderungen unserer Nutzerinnen und Kunden bestmöglich entsprechen.»

Dass das Erheben von Nutzungsdaten sowie das Verknüpfen mit Angeboten wie der Verwaltung von Forschungsergebnissen und Literatur Vorteile bringt, bestreitet Gerhard Lauer nicht. «Das Ziel dieser Datenanalytik ist aber, ein Oligopol aufzubauen und zu festigen», sagt der Professor für Digital Humanities an der Universität Basel. Er ist überzeugt davon, dass die Institute der Universitäten zusammen mit den Daten ihrer Mitarbeiter immer mehr Freiheiten abgeben und sich so von den grossen Verlagen abhängig machen. Damit unterdrückten die grossen Verlage aber auch andere Formen des Publizierens und verhinderten die Wettbewerbsfreiheit, so Lauer. «Wir verschieben die Gewichte in der Gesellschaft massiv – das Wissen der Welt wird privatisiert.»

## Ohne Daten kein Zugang

Das Beispiel der Niederlande belegt, dass solche Befürchtungen nicht aus der Luft gegriffen sind. Laut dem DFG-Papier hat das Land 2020 mit Elsevier, einem der grössten Wissenschaftsverlage weltweit, einen «Read&Publish»-Vertrag abgeschlossen, der «ausdrücklich das Recht für den Datenzugriff durch den Verlag» vorsieht. In den Verträgen, die Swisssuniversity innerhalb des vergangenen Jahres mit Elsevier, Springer Nature und Wiley für eine Übergangszeit von 2022 bis 2024 besiegelt hat, ist das Datentracking nicht geregelt, aber «eben auch nicht ausgeschlossen», wie Gerhard Lauer sagt.

Das Hauptproblem liege in der mangelnden Transparenz der Tracking-Tools, sagt Martina Weiss, Generalsekretärin von Swisssuniversity.

Wer im Internet unterwegs ist, hinterlässt unweigerlich seine Spuren und bezahlt nützliche Dienste mit seinen Daten. Und wer durch Cookies getrackt wird, muss gemäss den in Europa geltenden Datenschutzbestimmungen darauf hingewiesen werden. Warum soll das in der Wissenschaft ein besonderes Problem sein? «Ob man privat die Dienste von Google nutzen will, kann jeder für sich entscheiden», sagt Elio Pellin. «Forscht man aber in einem Gebiet, kommt man an bestimmten Fachzeitschriften nicht vorbei – und ohne Daten gibt es keinen Zugang zu diesen Journalen.»

Auch Pellin stösst sich daran, dass die Wissenschaftsverlage mit der Erhebung und Nutzung von Daten «riesige Macht» erlangen und ihr Geschäftsmodell weiter optimieren. Häuft sich bei einem Verlag Anfragen zu einem spezifischen Forschungsthema, so könne er dazu etwa Sondernummern herausgeben oder Tagungen organisieren und die Anzeige von Suchtreffern neu gewichten. «Dadurch aber besteht die Gefahr, dass die Forschung aus kommerziellen Interessen in eine bestimmte Richtung gedrängt wird. Für die Forschungsfreiheit ist das problematisch», sagt Pellin.

Wie kritisch die «Wissensindustrialisierung durch Tracking» ist, illustriert der DFG-Bericht mit einem der wenigen bekannt gewordenen Fälle von Datenhandel. Demnach hat Lexis Nexis, ein internationaler Anbieter von Informationslösungen und Tochterunternehmen der RELX Group, zu der auch Elsevier gehört, einen Vertrag unterzeichnet, gemäss dem für 16,8 Millio-

«Schattenbibliotheken» aggregieren Millionen von Studien und stellen diese online ohne Bezahlschranke zur Verfügung.

nen Dollar persönliche Daten an die amerikanische Einwanderungs- und Zollbehörde (ICE) gehen sollen. Elsevier selbst erklärt, das Unternehmen stelle «seinen Kunden im Rahmen der vertraglichen Vereinbarungen Nutzungsdatenberichte zur Verfügung» und verkaufe «keine Nutzungsdaten an Dritte.»

## Verlage weisen Vorwurf zurück

Besonders schwer wiegt der Vorwurf, dass die Wissenschaftsverlage, Universitätsbibliotheken animierten, ihre eigenen Nutzer auszuspielen. Laut dem DFG-Informationspapier werden den Bibliotheken zusammen mit Rabatten für andere Leistungen Trojaner angeboten. «Die in den Bibliotheken zu installierende Zusatzsoftware sammelt biometrische Daten wie Tippgeschwindigkeit oder Art der Mausbewegung, um auf diese Weise Nutzer trotz des Einsatzes von Proxy-Servern und VPN-Tunneln personalisieren zu können.» Damit wollten die Verlage Nutzer von «Schattenbibliotheken» identifizieren und rechtlich verfolgen, so die Experten der DFG.

«Schattenbibliotheken» aggregieren Millionen von Studien aus den unterschiedlichsten Quellen und stellen diese online ohne Bezahlschranke zur Verfügung. Die berühmteste von ihnen ist Sci-Hub, die von der kasachischen Computerwissenschaftlerin Alexandra Elbakyan betrieben wird. In einem Schreiben ihrer internationalen Standesorganisation STM halten die Wissenschaftsverlage fest, sie setzten sich ein für ein «sicheres globales Forschungsökosystem», weisen aber den Vorwurf «kategorisch» zurück, sie unterstützten den Einsatz von Spionagesoftware: «Es gibt keine Verlags-Spyware.»

So oder so: «Wir müssen uns wehren gegen den wachsenden Einfluss der Wissenschaftsverlage», sagte Gerhard Lauer. «Sonst zieht sich die Schlinge um unseren Hals immer enger zu.» Aber wie? «Die Forscherinnen und Forscher sollten stärker zur Kenntnis nehmen, was mit ihren Daten geschieht. Und die Universitäten sollten sich besser vernetzen und eine eigene Infrastruktur und Dienstleistungen aufbauen, statt undurchschaubare Angebote der Wissenschaftsverlage einzukaufen», sagt Elio Pellin.